

# Auf dem Rhein

Autor(en): **Brentano, Clemens**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **22 (1942-1943)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158962>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Auf dem Rhein.

Von Clemens Brentano.

(In Erinnerung an seinen 100. Todestag, 28. Juli 1842.)

Ein Fischer saß im Rahne,  
Ihm war das Herz so schwer,  
Sein Lieb war ihm gestorben,  
Das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken,  
Und bis zum Mondenschein,  
Harrt er, sein Lieb zu fahren  
Wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kommt sie bleich geschlichen,  
Und schwebet in den Rah'n,  
Und schwanket in den Rnien,  
Hat nur ein Hemblein an.

Sie schimmern auf den Wellen,  
Hinab in tiefer Ruh'  
Da zittert sie und wanket:  
„Feinsliebchen frierest du?“

„Dein Hemblein spielt im Winde,  
Das Schifflin treibt so schnell,  
Hüll dich in meinen Mantel,  
Die Nacht ist kühl und hell.“

Stumm streckt sie nach den Bergen  
Die weißen Arme aus,  
Und lächelt, da der Vollmond  
Aus Wolken blickt heraus.

Und nickt den alten Thürmen,  
Und will den Sternenschein  
Mit ihren schlanken Händlein  
Erfassen: in dem Rhein.

„O halte dich doch stille,  
Herzallerliebstes Gut,  
Dein Hemblein spielt im Winde,  
Und reißt dich in die Flut.“

Da fliegen große Städte  
An ihrem Rah'n vorbei,  
Und in den Städten klingen  
Wohl Glocken mancherlei.

Da kniet das Mägdlein nieder,  
Und faltet seine Händ,  
Aus seinen hellen Augen  
Ein tiefes Feuer brennt.

„Feinsliebchen bet' hübsch stille,  
Schwank nicht so hin und her,  
Der Rah'n möcht uns versinken,  
Der Wirbel reißt so sehr.“

In einem Nonnen-Kloster  
Da singen Stimmen fein,  
Und aus dem Kirchenfenster  
Bricht her der Kerzenschein.

Da singt Feinslieb gar helle  
Die Netten in dem Rah'n,  
Und sieht dabei mit Tränen  
Den Fischerknaben an.

Und roht und immer röther  
Wird nun die tiefe Flut,  
Und bleich und immer bleicher  
Feinsliebchen werden thut.

Der Mond ist schon zeronnen,  
Kein Sternlein mehr zu sehn,  
Und auch dem lieben Mägdlein  
Die Augen schon vergehn.

„Lieb Mägdlein, guten Morgen!  
Lieb Mägdlein, gute Nacht!  
Warum willst du nun schlafen,  
Da schon der Tag erwacht?“

Da singt der Knab' gar traurig  
Die Netten in dem Rahn,  
Und sieht dazu Feinsliebchen  
Mit stummen Blicken an.

Die Türme blinken sonnig,  
Es rauscht der grüne Wald,  
In wildentbrannten Weisen  
Der Vogelsang erschallt.

Da will er sie erwecken,  
Daß sie die Freude hör',  
Er schaut zu ihr hinüber,  
Und findet sie nicht mehr.

Ein Schwälblein strich vorüber  
Und nezte seine Brust,  
Woher, wohin geflogen,  
Das hat kein Mensch gewußt.

Der Knabe liegt im Rahn,  
Läßt alles Rudern sein,  
Und treibet weiter, weiter  
Bis in die See hinein.

Ich schwamm im Meereschiffe  
Aus fremder Welt einher,  
Und dacht an Lieb und Leben,  
Und sehnte mich so sehr.

Ein Schwälbchen flog vorüber,  
Der Rahn schwamm still einher,  
Der Fischer sang dies Liedchen,  
Als ob ich's selber wär.

## Menander.

Von Martin Lind.

„Nächst dem Sophokles“, äußerte Goethe von Menander, „kenne ich keinen, der mir so lieb wäre. Er ist durchaus edel, groß und heiter, seine Anmut ist unerreichbar“, und ein andermal will er ihn im Kreise des Lustspiels als einzigen neben Molière, seinem französischen Lieblingsdichter, gelten lassen. Eine Fragmentensammlung, die spärlichen, beziehungslos durcheinandergeworfenen Trümmer der Originalstücke und der Widerschein einiger von ihnen in den Werken der Lateiner, vor allem des Terenz, veranlaßten Goethen zu dem begeistertsten Lob. Wären ihm die neueren Funde zur Hand gekommen, so hätte er seine Ahnung aufs schönste bestätigt gefunden, und mit gleicher Teilnahme, wie er sie den Antiken in Rom oder den kampanischen Malereien entgegenbrachte, wäre er, so dürfen wir gewiß sein, den ersten Mitteilungen und den ihnen folgenden verbesserten Ausgaben des echten Menander gefolgt.

Dem Finderglück von Gustave Lefebvre war es vorbehalten, 1905 in der oberägyptischen Stadt Aphroditopolis aus dem Behältnis eines alt-römischen Privathauses die Blätter einer Abschrift von fünf menandrischen Stücken herauszuziehen, mit denen ein Anwalt aus der Zeit Justinians ihm wichtige Rechtsakten bedeckt hatte. Die losen Papyri lagen durchein-